

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 84.

Posen, den 1. Oktober 1927.

Nr. 84.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

## Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

3. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Ist es denn nicht meine Pflicht, Mutter?“

„Wenn auch, nicht jeder denkt und handelt brav wie du, Louis!“

„Mutter!“ Wie ein Bebruch kam es von Ludwigs Lippen.

„Was willst du, mein Sohn?“ sagte die Kranke mit brechender Stimme.

„Deinen Segen, Mutter!“ Er neigte seinen Kopf zu der Kranken hin.

Mit mühsamer Bewegung hob die Mutter die Hand und legte sie sanft und leicht auf das Haupt ihres Sohnes, den es quälte und doch beseligt durchzuckte.

„Gott möge dir alles Heil auf Erden schenken, mein Sohn, wie er dich mit reichen Gaben des Geistes gesegnet hat. Ich sehe eine strahlende Zukunft vor dir, den Glanz erhabenster Kunst und alle Ehren, welche die Welt zu vergeben hat.“

Wie eine Seherin hatte die Kranke diese Worte gesprochen.

„Mutter!“ schluchzte Ludwig zutiefst ergötzt auf. „Wünsche mir Glück auf den Lebensweg!“

„Glück?“ sagte die Sterbende. „Was ist denn Glück? Was uns das Schicksal gibt und was das Schicksal uns nimmt! Glaube mir, Louis, das Glück liegt in uns selbst und kann nur aus dem Herzen kommen; auch ich hab' es gefühlt in gottgesegneten Stunden, da er mir dich gab, mein Glück, mein Alles.“

Erschöpft brach die Sterbende ab. Ihre Augen verschwammen, als sähen sie bereits ins Jenseits, und ihre Hand sank kraftlos von des Sohnes Haupt.

„Mutter!“ kreischte Ludwig auf. „Sie stirbt!“

Er sprang auf und sah auf die Sterbende hin, deren letzter Blick auf ihn fiel, während ihre Lippen leise erzitterten.

„Lebe wohl, Ludwig! Alle — lebet — wohl!“

Herr Beethoven stürzte ins Gemach, hinter ihm die beiden Jungen, und sie sahen, wie Ludwig die Hände auf der Mutter Augen legte.

Frau Maria Magdalena van Beethoven war tot, und an dem Sterbebette knieten weinend ihr Gatte und die beiden jüngeren Söhne.

Ludwig van Beethoven allein stand aufrecht und tränenlos neben der Toten; er hatte sein Teuerstes verloren, deren letzte Worte ihm, ihm allein, und seiner Zukunft gegolten hatten. Der Mutter Segen sollte Talisman für sein ganzes Dasein werden.

Das Leichenbegängnis der Frau van Beethoven hatte unter Teilnahme der ganzen Stadt — auch der Kurfürst hatte zu demselben einen Vertreter entsendet — stattgefunden; denn die Familie genoß seit jeher großes Ansehen in Bonn, und der armen Dulderin, die so früh Gatten und Kinder verlassen mußte, galt die allgemeine Sympathie der Bevölkerung. Die Beethovens kehrten vom Kirchhof in das einsam gewordene Haus zurück, und Ludwig schlich wie ein

Verlorener durch die Zimmer, um immer wieder zu dem verlassenem Lager der Mutter zurückzukehren, wo er in stiller Trauer ihrer gedachte.

„Jetzt heißt es arbeiten, Ludwig!“ meinte der Vater. „Mit deiner Trauer machst du die Tote doch nicht mehr lebendig, und du wirst in der Musik sicher mehr Trost finden als an der Sterbestätte unserer seligen Mutter!“

„Wenn es aber doch so weh tut, Vater!“ erwiderte Ludwig schmerzlich. „Wenn es da drinnen im Herzen so leer ist, wie in diesem Bette, darin die Mutter gelegen!“

„Das sind Anfangsereien! Man muß sich der Arbeit widmen, dann lernt man das Unabänderliche ertragen und vergessen.“

Johann van Beethoven, der so sprach, lernte aber das Vergessen in anderer Art. Er suchte und fand im Wein seinen Trost, dem er schon seit jeher gern und in reichlichem Maße zugesprochen, und jeder Abend fand in einer der Kneipen, wo seine Kunstgefährten verkehrten und von wo er in später Nachtstunde, meist angeheitert oder auch betrunken, polternd und krakeelend durch die stillen Gassen Bonns heimkehrte. Ludwig litt darunter sehr, um so mehr, als der Vater bei solchen Gelegenheiten mit der Polizeiwache in Konflikt geriet und der Junge wiederholt in diesen Fällen intervenierend eingreifen mußte. Er verteidigte dabei seinen Vater in ganz verzweifelter Weise, um ihn vor der Schande zu bewahren, auf die Wache geführt zu werden, und machte sich wiederholt der Widersetzlichkeit gegen die Polizei schuldig. Oft mußten auch die Breunings und andere angesehenen Freunde vermittelnd eingreifen, was Ludwig diesen ganz besonders hoch anrechnete.

So kam es, daß der junge Beethoven sich seit dem Tode der Mutter gänzlich verlassen fühlte, da zwischen ihm und dem Vater kein herzliches Verhältnis möglich war und seine beiden jüngeren Brüder ohne Verständnis für sein Wesen blieben. Es blieb ihm darum nur die Musik, die ihn als Organist der kurfürstlichen Kapelle gänzlich in Anspruch nahm, und die stille, aber leidenschaftliche Liebe zu Eleonore.

Alle Tage gab es Proben des über zwanzig Mann starken Kur-Kölnischen Hoforchesters, das täglich die Tafelmusik im Schlosse und häufige Hofkonzerte zu leisten hatte. Daß es dabei wenig freie Zeit gab, drückte Beethoven sehr, und so oft er nur konnte — es war selten genug — eilte er in das Breuningsche Haus, wo fleißig Musik betrieben wurde. Seine höchste Freude war es, wenn er Eleonore am Klavier vorspielen durfte. Begeistert schlug er in die Tasten und war stolz wie ein König, wenn in den sanften Augen seiner Hörerin sich heissfühlendes Entzücken malte, oder wenn sie gar bewundernd Beifall spendete. Da war Ludwig selig, und mit wachsender Begeisterung spielte er fort, den Schwingen seiner Phantasie folgend, die ihn aufwärts trug bis zu himmlischen Höhen — sah doch ein holder Engel neben ihm.

Die Hofrätin-Mama saß oft, in ihren Fauteuil gelehnt, dabei, während die Brüder Eleonorens in den Ecken standen und dem herrlichen Spiel des jungen Künstlers lauschten, den sie alle ihren Freund nennen durften. Es waren musikalische Feiertage, die Beethoven in dieses Haus brachte, und er kam um so lieber in dasselbe, weil dort echter Familiensinn und auch



patrizierhafte Ordnung herrschten, ganz im Gegensatz zu Beethovens freudlosem Heim.

Die Brüder hatten oft zu studieren und die Hofrätin in der Wirtschaft zu tun, so daß Eleonore wiederholt seine einzige Hörerin war. Das waren die wonnigsten Stunden für Beethoven. Sie stand oder saß neben dem Flügel, er ließ seine treuen Augen auf ihr ruhen, und während er ihre anmutsvolle Erscheinung mit den lodernden Blicken zu trinken schien, geisterten seine begnadeten Hände ekstatisch über die Klaviatur, Melodien schaffend, die sich wie ein Sphärengefang um die Holde schlangen, ihr Herz und ihre Seele erfüllten und erschütterten, bis Ludwig mit einem vollen Akkord abbrach und die Hände von den Tasten sinken ließ.

„Was war das, was du soeben gespielt hast?“ fragte zögernd Eleonore nach einer solchen gnadenvollen Stunde, während Ludwig erschöpft die wirren Haare aus der Stirne strich.

Ludwig sah sie wie entgeistert an, als ob er aus höheren Sphären auf die Erde zurückgekehrt wäre.

„Was das war? Mein Herz, meine Seele!“

„Das verstehe ich nicht, Ludwig! Wie hieß das Stück, das du soeben gespielt?“

„Das war kein Stück, das habe ich nicht gespielt! Das ist meinem Herzen entquollen und hat den Weg durch die Hände, die Finger, auf die Tasten gefunden...“

„Was soll das heißen, Ludwig?“ fragte ahnungs-voll Eleonore.

„Das soll heißen, Eleonore, daß ich dich liebe! Was andere in Worten sagen, das kann ich nur in Tönen zum Ausdruck bringen, und wenn du sie verstehen willst, so mußt du es fühlen, daß mein Herz, meine Kunst, mein Alles, dir, nur dir gehören, Eleonore!“

Beethoven war bei diesen fast rauh hervorgestoßenen Worten aufgesprungen und hatte Eleonores Hand ergriffen, welche sie ihm überließ.

„Eleonore, ich liebe dich!“ rief er schwärmerisch; „seit meiner Mutter Tod bist du das einzige Wesen, dem mein Herz, mein ganzes Sein gehört!“

Ueberrascht entzog Eleonore ihm ihre Hand.

„Ludwig! Wir sind doch gute Freunde?“

„Das ist mir zu wenig!“

Eleonore lächelte und legte den Finger an den Mund, ihm damit bedeutend, daß sie nicht in den Nebenzimmern gehört werden wollte.

„Du bist mir ungemein lieb und wert, Ludwig, aber...“

„Welches aber?“ unterbrach er sie, und seine Augen funkelten Blitze.

„Was würde die Welt sagen, wenn ich und du...“

„Ich frage nicht nach der Welt! Nur du bist meine Welt und...“

„Und die Musik?“ fragte Eleonore mit einem bezaubernden Lächeln, das ihn ganz verwirrt machte.

„Die Musik ist meine himmlische Liebe!“ rief er begeistert.

„Und da soll ich wohl deine irdische Liebe sein, nicht wahr?“

Beethoven nickte stumm und sah sie mit einem um Verzeihung flehenden Blicke an, der ihn mitleidwürdig erscheinen ließ.

„Mißverstehe mich nicht, Eleonore!“ sagte er sanft.

„Ich denke zu hoch von dir und deiner ganzen Familie, als daß du meine Worte anders nehmen darfst, als sie gedacht sind. Ich liebe dich, tief und wahrhaftig, und wenn ich es wage, die Augen zu dir zu erheben und dich zu begehren, so sagt mir eine innere Stimme, daß ich deiner würdig bin; vielleicht heute noch nicht, Teuerste, aber später, wenn mir mein Genius den Weg in die Welt gebahnt hat.“

Eleonore sah ihn mit einem himmlischen Lächeln an.

„Jetzt verstehe ich deine Musik von früher, lieber Ludwig, und da du jetzt so vernünftig sprichst, will ich dir ebenso antworten. Du bist ein Phantast, mein Lieber, und willst den Himmel stürmen; das achte aber nicht!

Man muß hübsch auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben. Ludwig, und in diesem Sinne will ich dir sagen, daß ich dich recht, recht lieb habe; aber wir sind beide noch zu jung — du siebzehn, ich fünfzehn Jahre —, um über Zukunft und Schicksal schon reden zu können! Du bist mir lieb und wert; ich schätze dich trotz deiner rauhen Schale sehr — alles andere müssen wir der Zukunft und dem Schicksal überlassen, Ludwig!“

Sie streichelte ihm lieblosend die Wange, und er zuckte bei dieser Berührung wie elektrisiert zusammen.

„Ich kann ohne dich nicht leben!“ stieß er abgehackt hervor.

„Versuche es nur; es wird schon gehen,“ sagte Eleonore lächelnd. „Wir sehen und hören uns fast alle Tage, und ich will gerne noch ein übriges tun, Ludwig!“

„Und das wäre?“ fuhr Beethoven, neugierig gemacht, auf.

„Wir können an schönen Tagen am Rheinufer oder in den Anlagen miteinander spazieren gehen und plaudern...“

„Das willst du, Eleonore?“ jubelte er auf. „Dank, tausend Dank!“

„Selbstverständlich wird stets einer meiner Brüder mit mir sein!“

„Muß das sein?“

„Gewiß! Was würden denn die Leute sagen, wenn das junge Hofratsstöchterlein mit einem jungen Herrn Musikus spazieren ginge?“

Beethoven lächelte bitter.

„Was kümmern mich die Leute? Wenn nur du, Eleonore, mich magst!“

„Brauh! ich dir das zu wiederholen, Ludwig! Aber nun haben wir genug geplaudert; Mama wird das Aufhören deines Spiels bemerkt haben und nicht wissen, was wir zwei so lange miteinander...“

Beethoven griff nach ihrer Hand und drückte einen heißen, langen Kuß auf dieselbe. „Dank, Eleonore, heißen Dank!“

Sie sah ihn ergriffen an, und ihre Augen bohrten sich tief in die seinen...

Dann faßte sie mit beiden Händen nach seinem Kopf, zog ihn hastig an sich und hauchte einen sanften, flüchtigen Kuß auf Beethovens Stirn...

Ueberglücklich sank er auf den Stuhl vor dem Klaviere nieder, ein Wonneschauer überließ ihn, und seine Finger irrten traumverloren über die Tasten hin, die leise zu erklingen begannen... Dann entquoll dem Klavier ein jubelnder, jauchzender Hymnus der Freude, des Glückes, die ihn beseelten, und das Gemach erbehte unter dem gewaltigen Ausbruch ungebändigter Leidenschaft, die der junge Titane in Tönen entquellen ließ.

Die Frau Hofrätin Breuning trat in das Zimmer ein.

„Nun, der Liebe Ludwig scheint ja heute in ganz besonders glücklicher Geberlaune zu sein,“ sagte sie, auf ihn zuschreitend. „Du hast vorhin so brillant gespielt und scheinst dich jetzt noch übertreffen zu wollen, Ludwig!“

„Ich folge meinem Genius,“ sagte Beethoven bedeutsam und warf einen innigen Blick auf Eleonore.

„Das ist brav von dir, Ludwig, und der Lohn wird wohl nicht ausbleiben,“ sagte die Hofrätin und tätschelte ihm aufmunternd die heiße Wange. „Du glühst ja, mein Junge; du solltest dich nicht so sehr überanstrengen!“

Beethoven erhob sich. „Nun muß ich wohl gehen?“ sagte er fragend.

„Du kannst bei uns zum Abendessen bleiben, Ludwig; das heißt, wenn du daheim nicht erwartet wirst.“

„Daheim erwartet mich gar nichts; wenigstens nichts Gutes! Ich nehme dankend an.“

Beim Abendessen sah Beethoven Eleonore gegenüber, und wer seine gelegentlichen Blicke auf sie erhaschen konnte, der wußte, daß es an diesem Abend in Bonn am Rhein einen überglücklichen Menschen gab, dem nebst dem Kuß der Muse der reine Kuß der innigsten Geliebten auf der Stirn prangte...

(Fortsetzung folgt.)



## Der südliche Herbst.

Es ist so sanft, durch diesen Herbst zu ellen  
Und dieses Blau des Himmels zu betrachten,  
Bei spielerischen Kindern zu verweilen  
Und auf den guten Gang des Greises achten.

Ein Adler glitzert auf der Zitadelle.  
Ein Leopard raschelt Wellingtona.  
Auf seinem gelben und gestreckten Felle  
Reitet die schönste Frau der Welt: Flona.

Sie lächelt. Und ich hebe meine Hände.  
Sie winkt. Ich sinke seufzend vor ihr nieder.  
Es scheint das ausgebreitete Gelände  
Um ihre Brust gespannt als goldnes Nieder.

O laß die Landschaft von der Hüfte fallen!  
Entferne doch den Himmel aus den Blicken!  
Und sei ein Mensch! Die Abendglocken schallen.  
Du darfst beglückt sein, Mensch, und darfst beglücken.

(Mit besonderer Genehmigung des J. M. Späth-Verlages,  
Berlin, den „Gedichten“ von Klabund entnommen.)

## Es bebt in St. Moritz.

Von Erich Mosse.

Der Freudenbecher.

Ein Mädchen wie alle, auch die Liebe hat hier eine Uniform:  
goldene Pyjamas am Morgen, um zehn Sportdreh tippstopp, Anster-  
borders, Bastenmützen und Pullover, denn wir gehn, wir beiden  
Verliebten, zusammen auf die Berge, wir sind nicht verweidlicht,  
und wichtigen Hunger haben wir, wir beiden, wie Bauern, zu  
Mittag dann fullbreß, nachmittags Tee und Golf und Tennis,  
abends Souper im Smoking und grande toilette, und wieder Tanz  
und nachts — nein, nachts schlafen wir noch jeder für sich, Papa  
und Mama wachen für uns alle und unsere Phantasie geht  
höchstens durchs Schlüsselloch.

Warum will Frau Sepha den Frik durchaus nicht zum  
Schwiegersohn? Auch Frik tanzt doch Charleston, die Berge her-  
auf und herunter, denn siehe, Margot geht vor ihm, blau bebrillt  
die blauen Augen, eine Schicht tapfer Vaselin gegen die Sonne,  
eine Schicht abends Ruder gegen — ja wogegen? Und ihren Teint  
hat sie in Berlin gepflegt, da braucht Mama nicht dahinter zu  
sein und ihr Mädchen über den Weinchen und der Rachen „Lilie  
unter Herrenschmitt“ — während die Negerkapelle siegreich ihre  
Rhythmen ins Blut wärmt: „Ich hab' mein Herz in Afrika ver-  
loren ...“

Und sein Vermutstropfen.

Was will also Frau Sepha? Aber vielleicht ist auch nur ihr  
Mann dran schuld, er hat sie geheiratet und kaum gesehen am  
Tag, nur immer nachts, zwanzig Jahre Ehe, immer gearbeitet,  
endlich soll einer kommen und gefälligst auch sie ansehen und gut  
zu ihr sein und ihr Sachen sagen, Sachen, die man einer Frau  
sonst sagt, aber Frik hat nur seine Margot im Kopf, was geht ihn  
Schwiegermutter an und ihre verfehlten Ehen, denn man wird  
heiraten, man meint es ernst, endlich ist man ein Mann, sorgen  
will man und arbeiten und sich freuen für jemanden, außerdem  
ist die Untreue nicht mehr modern, es lebe das Heimchen mit Herd!  
(woll heißen 600 Mill.)

Dem Auto eine Gasse!

Frik hat ein Auto, Gott, er hat Geld, zwar nur einen Drei-  
seher, aber Chrysler immerhin. Womit er die Berge hinauffährt  
und hinunter, nach Maloja zu Segantini, „weist du, Margot,  
Segantini, das war der berühmte Maler“, und dann nach St. Moritz  
und Pontresina, nach Alp Grün, wo plötzlich der Blick nach Italien  
fällt, braungoldenes Land der Verliebten und Verlorenen, man  
klopft Schönheit mit 70 Kilometer in sich hinein, hier riecht es nach  
Alpenrosen und Engian, und in einer Stunde schon nach Quelques  
Fleurs und Chéramy. Manchmal auch auf offener Straße stoppt der  
Motor, siehe, für Sekunden wird dann aus der Damin ein kleines  
Mädchen, ganz weich, weiß sie ihren Arm um seinen Lederdreh  
zu legen, auch die Rippen, sagt man, haben schon nähere Bekannt-  
schaft gemacht, und nun schnell den vierten Gang eingeschaltet,  
wenn es den gäbe. (Automobil der Lieben, neue Firma, neues  
Geschäft.)

Gut also und Sonne über St. Moritz, und Sepha nur, die  
Mama, hängt wie eine drohende Wolke über dem Mittagsspat der  
Bernina, alle Witten sind umsonst, umsonst Margots natürlichste  
Tränen, nicht einmal die Schminke merkt sie, die nun bewußt  
und abscheulichstes Schwarz macht auf rosigsten Wangeln, und der  
Motor wird müde und ganz langsam klappert nun das Auto, nicht  
in die Ferne schweift mehr der Blick: nur von der „Gall“ zum  
Zimmer, vom Zimmer zur „Gall“, und bestenfalls schlingt man  
einen Suchen in sich hinein, Schokolade und Schlagahne sind bitter  
und nichts kann helfen, und die Nacht bricht herein, die Nacht bricht  
herein, die Nacht der ungeliebten Liebe.

Peripetie.

Die Luft ist weich und warm, dunkel, flodige Wolken ziehn  
vom Rigi Rast zur Bernina, in den großen Hotels herrschen die  
letzten Dichter, letzte Töne von Blues, Lachen, vermehrte Gespräche,  
gütig, verschwiegt, gestätigt geht es lautlos über die dicken Teppiche  
schert noch irgendwo im Souterrain, in den Kiesenflüchen, still

offnen und schließen sich die Doppeltüren hinter Familien und  
Pärchen, England, Deutschland, Japan, Amerika, der Reichtum der  
Welt legt sich satt und beruhigt in die weichen Kissen, irgendwo  
in andern Städten laufen die Geschäfte, läuft das Geld, es geht  
alles von selbst, nur der Anfang ist schwer, es schläft sich gut auf  
Dinsen und weichen Daunen und Kissen.

Frau Sepha hat heute einen unruhigen Schlaf, ihr träumt, sie  
weiß nicht mehr was, sie geht über weiße Felder von Schnee, aber  
plötzlich sinkt alles weg, Gletscher sind Betten und geben nach, einen  
Schritt will man vor und sinkt ein, plötzlich sind die Decken vor  
einem, darüber und unten, wo soll man denn hingehn, man hätte  
sich einen Führer mitnehmen sollen, aber sie ist kühn und braucht  
niemanden, sie wird es allein schaffen, sie läßt sich nicht komman-  
dieren, auch von keinem Mann, auch wenn — aber nun beginnt  
der Gletscher zu wandern, mein Gott, und da ist ein Abgrund,  
und die Betten gleiten durcheinander, da erstickt man ja, da — plötz-  
lich wacht sie auf, ein Koltern, ein Schnurren, ein seltsames  
Dröhnen, ist denn der Gletscher zuende, liegt sie im Bett oder gar  
in einem Schiff, die Wogen schaukeln es hin und her, ein weißes  
Schiff im weißen Meer, aber sie ist doch wach, sie hört doch, greift  
im Dunkeln zum Nachttisch zur Brille wie dumm als könne sie so  
besser hören, „Sepha, ich glaube, mir ist nicht gut“, da ist der  
Mann schon aus dem Bett und am Schalter, das Zimmer ist hell,  
aber Spuk und Traum: alle Bilder pendeln an den Wänden und  
der Tisch und die Stühle haben Leben und rutschen gespenstisch von  
selber im Zimmer herum, und ein Brummen ein dunkles Rollen  
und Brausen schüttelt durch die Luft, da sind sie beide aus dem  
Bett und zitternd die Strümpfe über und Rod und Kade aufs  
Hemd und die Türe auf, alle Türen gehn auf, aus allen Zimmern  
starren todblass Gesicht, über die Treppen rennt es, schreit,  
gestikuliert, mankt fassungslos an den Kellnern, Portiers vorbei,  
rennt sinnlos heraus mit Koffern und Schachteln und Stühlen und  
Decken, einer im Hemd hat nur seine Geige im Arm, Kinder  
schreien mit hellen, entsetzten Stimmen, plötzlich wird Licht auf den  
Gängen, in den Zimmern, überall Licht, es ist schon wieder ruhig,  
das Lärmen hat aufgehört, es war ja nur Sekunden, aber keiner  
geht herein, zurück ins Haus, fremde Menschen sprechen mit fremden  
Sprachen, ohne sich zu verstehen, miteinander, halten sich gegen-  
seitig an den Kleidern, am Seitenportal liegt eine ohnmächtige  
junge Frau, ein Mann spricht verzweifelt und hilflos auf sie ein,  
endlich wird es ruhiger, nun scheint alles vorbei, man beginnt sich  
zu sammeln, sich zu schämen, man begreift langsam, daß es ein  
Erbeben war, etwas ganz Natürliches, da kommt ein  
neuer Stoß, nicht mehr so stark wie der erste, aber wer denkt  
daran, vielleicht tut sich die Erde auf und wird alles verschlingen,  
man muß fort von hier, Hilfe! Rettung! zu den Autos, wo sind  
denn die Autos! da rattert schon das erste heran und fünf, sechs  
andere, Frik sitzt in seinem Chrysler, steuert vor das Hotel, in  
einer Sekunde ist der Wagen voll, sie hängen an den Seiten, auf den  
Trittbrettern, auf dem Kühler, keiner schaut rechts oder links, nur  
fort, nur weiter, weg aus allem Entsetzen und Grauen, weg aus  
diesem Land, herunter von dieser Erde!

Und selige Katastrophe.

Wie lange geht diese Fahrt? Noch einmal ein dritter Stoß,  
in den Zweigen der Tannen ein Necken und Wiegen, in großer  
Kurbe faust der Wagen durch Celerina, jagt an Häusern vorbei, an  
erschrockenen Gesichtern und Menschen, find's Minuten oder  
Stunden, endlich stoppt ein Auto ab, nun drei, nun sechs, es ist  
doch Wahnsinn so wegfahren zu wollen, man kann ja gar nicht weg-  
fahren von dem, es ist ja sinnlos, überall ist Erde, überall bebt  
es, aber es hat ja nun aufgehört, es ist ja ganz ruhig, es ist ja  
— eigentlich sehr lächerlich, alle diese Wagen hintereinander und  
da zieht auch Frik seine Bremse an und plötzlich ist ein Staunen  
in ihm und dann ein verhaltenes Lachen, ganz sanft und behutsam  
löst er die Hand von seinem rechten Arm, die sich hilfe suchend und  
vergeblich hineingetrallt — es ist Sepha, die sinnlos in den davon-  
jagenden Wagen gestürzt und sich in seine Obhut gegeben, gerade  
in seine, des Verhafteten, Arme, und nun merkt sie es selbst, läßt  
ihn etwas beschämt los, blüht ihn von der Seite an und plötzlich  
müssen sie lachen, kein Wort wird gewechselt, aber er begreift,  
daß hier eine Seele umkehrt, hingekehrt zu ihm, Triumph ist in  
seinem Gesicht, aber ein Kavaliere zeigt Sieg nicht und nicht  
Gewinn, sagt halblaut nur: „Umkehren, gnädige Frau?“ und da  
sie erröthend, fast gütlich lächelt, saust schon der Wagen herum, und  
Frik, und zum Vater hinauf, den haben sie fast vergessen, und  
nun liegt jeder still wieder in seinem Bett und morgen wird die  
Sonne scheinen über St. Moritz und nur mehr ein kleinstes  
Wälchen hängt silbern am Mittagsrat der Bernina.

## Warum kannten die alten Germanen keinen Herbst?

Von Dr. Adolf Marcuse, Professor an der Universität Berlin.

Die alten Germanen kannten keinen Herbst und  
zählten nur nach Frühling, Sommer und Winter, obwohl sie doch  
ihren Kalender von den Römern erhalten hatten. Wie war  
das möglich? Sollte etwa vor einigen tausend Jahren der Som-  
mer oder der Winter länger gewesen sein als jetzt? Aus sorg-  
fältiger Bearbeitung älterer und neuerer Temperaturbeobach-  
tungen in Europa und Nordamerika folgt zwar mit Sicherheit, daß  
die Mitteltemperaturen sich in den letzten hundert Jahren nicht  
verändert haben, daß vielmehr nur längere Reihen durchschnittlich  
kälterer Jahre mit wärmeren abwechseln. Dabei muß man für  
große Städte die Tatsache berücksichtigen, daß mit wachsendem  
Umfang der Stadt die mittlere Lufttemperatur höher wird als  
diejenige der freieren Umgebung. Anders liegt aber die Sache,



wenn man etwaige klimatische Veränderungen mit Rücksicht auf große, geologische Zeiträume von vielen Jahraufenden theoretisch betrachtet und dabei die interessante Frage aufwirft, wie etwa die früheren Eiszeiten entstanden sein mögen, deren Spuren noch heute, sogar in sehr warmen Erdregionen, wahrgenommen werden können. Diese, nicht nur astronomisch und meteorologisch, sondern auch geologisch interessante Frage ist durch neuere astronomische Untersuchungen wenigstens etwas geklärt. Nimmt man eine gleichzeitige Vereisung beider Erdhälften an, so läßt sich das für eine in langen Zeiträumen stattfindende Veränderlichkeit der Sonnenstrahlung oder auch eine sehr erhebliche Verschiebung der geographischen Pole zugrunde legen. Trifft aber die andere, von geologischer Seite vielfach vertretene Anschauung zu, daß die Eiszeiten jedesmal nur auf eine Halbkugel der Erde beschränkt waren, so erklären sich die damit verbundenen starken Klimaänderungen einfach durch eine periodisch wechselnde Dauer der Jahreszeiten. Aus den genau bekannten und gesetzmäßigen Veränderungen der Erdbahn folgt nämlich, daß der Unterschied zwischen den beiden Jahreshälften innerhalb gewisser Jahrtausende bis auf 30 Tage ansteigen kann. So muß etwa um das Jahr 70 000 v. Chr. der Sommer nur einen halben Monat länger als der Winter gewesen sein, während er jetzt nur noch einen Ueberschuß von etwa sieben Tagen aufweist. Nach ungefähr 10 000 Jahren von heute ab wird der Winter wieder fast eine Woche länger dauern als der Sommer. So entsteht in gewissen Zeiträumen eine allmähliche, aber für Jahrtausende anhaltende Verringerung der Sonnenbestrahlung auf der Erde mit stetigen Herabsetzungen der Jahrestemperaturen, die aber nach Jahrtausenden wieder von einer vermehrten Bestrahlung unseres Planeten abgelöst wird.

### Ist der Mars bewohnt?

Seit langem beschäftigt diese Frage die Wissenschaftler und von Zeit zu Zeit tauchen immer wieder Behauptungen auf, daß Marsbewohner an die Erde Zeichen gesandt hätten. So wird man sich noch erinnern, daß vor nicht allzu langer Zeit Marconi behauptet hat, er hätte morsetelegraphische Botenchaft vom Mars erhalten.

Die Frage, ob der Mars bewohnt ist oder nicht, mußten naturgemäß eine andere Frage auslösen: Ist der Mars überhaupt bewohnbar?

Sollten auf dem Mars Menschen leben, so müßte der Mars ethnographisch unter denselben Bedingungen existieren, wie unsere Erde, d. h. der Mars muß eine Atmosphäre besitzen, eine Gashölle, die das organische Leben in unserem Sinne überhaupt erst ermöglicht. Es ist nun festgestellt worden, daß der Mars diese Atmosphäre tatsächlich besitzt und die Gashölle des Mars Sauerstoff und Wasserdampf enthält. Diese Feststellungen sind zugleich die Bestätigung dafür, daß auf dem Mars Wasser vorhanden sein muß, ohne das das Leben der Menschen und Pflanzen ja nicht denkbar ist.

Es ist ferner festgestellt worden, daß auf dem Mars an den beiden Polen dieses Planeten weiße Kuppen sichtbar sind. Diese dürften Schneefelder sein, eine Hypothese, die besonders dadurch gestützt wird, daß man beobachtete, daß diese weißen Kuppen sich halb vor-, halb zurückschieben, also die Erscheinungen unserer Schneeschmelze aufweisen. Das ist ein Beweis dafür, daß es auf dem Mars, so wie bei uns, einen Winter und Sommer gibt. Damit war aber die Frage nach der Temperatur auf dem Mars aufgeworfen. Diese Frage wird durch zwei Astronomen der Lohell-Sternwarte, Dr. Coblentz und Dr. Lampson, beantwortet. Diese beiden Wissenschaftler haben mit dem Thermocouple, einem elektrischen Wärmestrahlenmesser die Temperatur des Mars berechnet. Nach Coblentz schwankt die Sommertemperatur des Mars-Südpols zwischen  $-10^{\circ}$  Grad C. und  $+10^{\circ}$  Grad C.; in der gemäßigten Zone soll die Temperatur  $18-24^{\circ}$  Grad C. und in der Tropenzone  $18$  bis  $35^{\circ}$  Grad C. betragen, während die Temperatur in der Polarregion bis zu  $-40^{\circ}$  Grad C. fallen soll.

Diese Ergebnisse sind deswegen wichtig, weil sie die Theorie zumindest der Bewohnbarkeit des Mars beweisen.

### Aus aller Welt.

Das Verhör in der Hypnose. Aus Breslau wird der „Ruff. Ztg.“ geschrieben: Ein kürzlich gemachter Versuch, durch Hypnosebehandlung des Mordes an Professor Rosen beschuldigten Wirtschaftlerin, Frau Neumann, Aufklärung in diese noch immer in Dunkel gehüllte Mordangelegenheit zu bringen, ist als gescheitert zu betrachten. Immerhin verlohnt es sich bei der Eigenart des Falles, kurz auf den Versuch einzugehen, zumal namentlich Neuzerungen des beteiligten Arztes, Sanitätsrat Dr. Flatau (Berlin) und des Rechtsbeistandes der Frau Neumann, Rechtsanwalt Dr. Salz (Breslau) vorliegen, die ihn sowohl von medizinischer, als auch rechtlicher Seite näher beleuchten.

Sanitätsrat Dr. Flatau stellt zunächst fest, daß eine solche hypnotische Aufklärungsarbeit gerichtlich keine praktische Bedeutung haben könne, zumal man keine Sicherheit dafür habe, daß auch bei tiefster Hypnose von der Versuchsperson die Wahrheit gesagt werde. Es habe sich also lediglich um ein privates Interesse des Rechtsbeistandes und seiner Mandantin gehandelt, dem er nur deshalb gläubige Rechnung tragen zu dürfen, weil aus einer erhöhten Gedächtnisleistung oder aus dem Gesamtverhalten bei der hypnotischen Befragung sich vielleicht Schlüsse ziehen ließen, und weil es eine wissenschaftliche Forderung sei, in jedem Falle unvoreingenommen und individuell vorzugehen. Das Interesse an dem

Versuch rechtfertigt der Rechtsbeistand nun damit, daß er an die Möglichkeit glaube, durch Auffrischung und Schärfung des Gedächtnisses in der Hypnose wertvolle Mitteilungen für die Aufklärung einer Tat zu erhalten, und weil er durch die Tatsache, daß Frau Neumann sich der Hypnose überhaupt unterzieht, ein Indizium für ihre Unschuld zu schaffen glaube. Er tritt hierbei vor allem der Auffassung entgegen, daß Frau Neumann durch die Hypnose ihre Unschuld habe beweisen wollen, um Erbschaftspräsumptionen zu vermeiden. Da keine rechtskräftige Verurteilung vorliege, stehe ja der Geltendmachung solcher Ansprüche auf die Erbschaft der Mordnacht und im allgemeinen eine erhöhte Gedächtnisleistung aller mit dem Fall zusammenhängenden Ereignisse sogleich zu erzielen. Hierbei sei es auch gelungen, einige Ereignisse, Namen und Daten zu produzieren, die im Wachzustande nicht hervorgebracht werden konnten. Es handelt sich um Daten und Namen von Besuchern, die der Ermordete vor der Mordnacht empfangen hatte. Im übrigen aber habe die N. nichts von dem Vernehmungsergebnis im Wachzustand besonders Abweichendes geäußert. Ob das Gericht es für zulässig erachtet, die neuen Feststellungen als Anregung zu weiteren Ermittlungen aufzugreifen, erscheint sehr zweifelhaft. Frau Neumann ist bisher weder außer Verfolgung gesetzt, noch ist Anklage erhoben worden. Wenn auch der behandelnde Arzt feststellt, daß einer Deutung ihres Verhaltens in einem für die Angeklagte günstigen Sinne nicht widersprochen werden könnte, so wird ein sicherer Beweis ihrer Unschuld erst dann erreicht sein, wenn der wirkliche Täter ermittelt ist.

Der Schatz des Geizhalses. Einen glänzenden Fund hat vor einigen Tagen die kantonale Behörde des Thurgaus gemacht. Im Kantonalgefängnis in Frauenfeld befindet sich ein gewisser Emil Häfeli, gegen den eine Untersuchung wegen Fälschungsbetrug schwebt. Häfeli hatte bisher ein armseliges Leben geführt. Während des Krieges hatte er unrechtmäßigweise die Arbeitslosenunterstützung bezogen, wofür er damals bestraft worden war. Das Verhöramt sah sich nun veranlaßt, in seinem Heimatort eine Hausdurchsuchung vorzunehmen, die ein überraschendes Ergebnis hatte. Häfelis Frau hatte, in die Enge getrieben, nach der gründlichen Durchsuchung des Hauses zugestanden, daß noch Geld im Garten verborgen sei, und sie gab dann auch die Stelle an. Man fand dort eine Blechschachtel vergraben, die mit Wertpapieren im Betrage von 248 000 Frank gefüllt war. Es handelt sich durchweg um gute Obligationen der Bundesbahnen und von Kantonalbanken in Abschnitten bis zu 10 000 und 15 000 Frank und thurgauische Hypotheken im Betrage von 80 000 Frank. Häfeli verfügte früher ein Vermögen von 15 000 Frank; gegen eine höhere Einschätzung hatte er zweimal ohne Erfolg rekuriert. Häfeli scheint gerade das Muster eines Geizhalses zu sein. Noch nicht ganz geklärt ist, wie der Mann seinen Reichtum zusammengebracht hat; er behauptet, von seinem Vater 100 000 Frank geerbt und seinerzeit in Paris als Koch und Konditor sechzig Frank pro Tag verdient zu haben.



„Naa — Bata — net hoamfliagn, es is a Sturm über Glesing gemeldet!“

(Diese kleine Kostprobe aus der neuesten Nummer der „Jugend“ deutet schon darauf hin, daß diesmal der lustige Ton des Münchener Oktoberfestes auch in dem übrigen humoristischen Teil des Festes kräftig widerklingt, ganz abgesehen von den ernstesten Beiträgen, die natürlich auch diesmal nicht fehlen. Aber allein schon ein Stück Oktoberfest für 60 Pf., das ist noch billiger als „auf der Wiese selbst.“)

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Vognasi.